

---

## (Il-)Legitim(es) Sein

# Zu einer herrschafts-, affekt- und bewertungstheoretischen Subjektivierungstheorie nach Pierre Bourdieu (am Beispiel der Praxis des Wahnsinns)

Sandra Matthäus

---

### Zusammenfassung

Gegenstand des Artikels sind subjektivierungstheoretische Implikationen einer neuerlichen Rekonstruktion der Sozial- und Gesellschaftstheorie Pierre Bourdieus, die insbesondere seine bislang verkannte *implizite Affekttheorie* beachtet. In sozialtheoretischer Hinsicht rückt dabei die eigentliche Fokussierung Bourdieus auf die Erzeugungsbedingungen sozialer Praxis als subjektivierter Praxis sowie, damit verbunden, die Vorstellung von Subjektivierung als verleibkörperlichter und damit besonders auch affektiv-wertender Strukturierung in den Fokus. Auf gesellschaftsanalytischer Ebene lässt sich so ein praktisch-affektiv-wertschätzender Selbst-/Weltbezug als die legitime Subjektstruktur der (Spät-)Moderne und somit eine (spät-)moderne *Selbstwertnorm* rekonstruieren. Es wird dabei ersichtlich, dass (il-)legitime Subjektstrukturen und damit einhergehende Subjektformen einer doppelten sozialen Bedingtheit im Sinne ihrer kollektiven wie individuellen Historizität unterliegen. Dies wird abschließend in einer ersten Annäherung am Phänomen der psychischen Krankheit, konkret am Beispiel der Schizophrenie, veranschaulicht, womit auch die soziologische Beschäftigung mit dem Wahnsinn um die bislang übersehene Analysedimension der *Praxis des Wahnsinns* erweitert wird.

---

### Schlüsselbegriffe

Pierre Bourdieu, Subjekt, Subjektivierung, Herrschaft, Praxistheorie, Soziologie des Affekts, Soziologie der Bewertung, Soziologie psychischer Krankheiten, Schizophrenie, Praxis des Wahnsinns

*„Die Unterwerfung unter die bestehende Ordnung ist das Produkt der Übereinstimmung zwischen den von der kollektiven Geschichte (Phylogenese) und der individuellen Geschichte (Ontogenese) den Körpern eingeschriebenen Strukturen und den objektiven Strukturen der Welt, auf die sie appliziert werden.“*

(Bourdieu 2001, S. 225f.).

## 1 Einleitung

Zeitgenössische Subjektivierungstheorien, die nicht a priori von einem sich selbst begründenden, autonomen Subjekt ausgehen, sondern vielmehr nach dessen sozialer Bedingtheit fragen, stehen typischerweise im Zusammenhang mit den Arbeiten von Michel Foucault und Judith Butler. Doch auch andere AutorInnen lassen sich in diese Denktradition und Forschungsperspektive einordnen und fruchtbar machen, etwa Jacques Lacan, Ernesto Laclau und insbesondere auch Pierre Bourdieu (Reckwitz 2008). Gerade eine Verbindung der Foucaultschen und Bourdieuschen Perspektive wird dabei als besonders produktiv angesehen, da so, zugespitzt formuliert, ein eher makrostruktureller Blick diskursiver Wissensordnungen mit einem eher mikrostrukturellen Blick feld- oder milieuspezifischer Praktiken zusammengedacht und derart auch nicht nur Adressierungen im Sinne spezifischer Subjektfiguren, sondern auch die Reaktion auf derartige Anrufungen in den Blick genommen werden kann (z. B. Reckwitz 2011, 2012, 2017; auch Geimer 2014; Alkemeyer 2013). Dennoch blieben auch bei einer solchen Synthese drei gewichtige Problembereiche der Subjektivierungsanalyse bestehen, wie Reckwitz (2011) betont: die nicht ausreichende Beachtung von Materialitäten und Artefakten, die Vernachlässigung der Sinnesstrukturierung sowie, am schwerwiegendsten, die Exklusion von Affekten, so dass an deren Berücksichtigung auch am nachdrücklichsten gearbeitet werden müsse – zumal die unangemessene Bestimmung und Verortung der menschlichen Affektivität ein grundlegendes Problem der soziologischen Theorie insgesamt darstelle (Reckwitz 2015).

An genau dieser Stelle setzt der vorliegende Beitrag ein. Grundlegend vertritt er dabei in Bezug auf die Sozial- und Gesellschaftstheorie Bourdieus die These, dass hier zwar in der Tat dem Aspekt der menschlichen Affektivität keine explizit systematische Beachtung geschenkt wird, dass jedoch Gefühle, Emotionen, Stimmungen, Empfindungen etc. implizit eine ganz entscheidende Rolle spielen und dabei auch eine besondere Systematik aufweisen, die sich zu einer „impliziten Affekttheorie“ (Matthäus 2017) verdichten lässt – mit entscheidender Bedeutung im Hinblick auf

Subjektivierungsprozesse.<sup>1</sup> Jenseits einer eng gefassten empiristischen Rezeption der Bourdieuschen Feld- oder Lebensstilanalysen lässt sich so eine weitreichende gesellschaftsanalytische These bezüglich der (spät-)modernen Subjektordnung rekonstruieren, die besagt, dass es ein praktisch-affektiv-wertschätzender Selbst-/Weltbezug ist, der die legitime Subjektstruktur der (Spät-)Moderne darstellt, so dass hier von einer (spät-)modernen „Selbstwertnorm“ (ebd., auch Matthäus 2014) gesprochen werden kann. Sozialtheoretische Quintessenz dabei ist, dass Gefühle nicht natürlicher Ausdruck eines irgendwie gearteten ‚wahren Selbst‘, sondern verleibkörperlichte und deshalb besonders nachhaltige Subjektivierungsweisen darstellen.<sup>2</sup> Die Frage nach der Strukturierung der Subjekte und der von ihnen ausgehenden und sie konstituierenden Praktiken stellt damit eine Grunddimension (spät-)moderner sozialer Herrschaft dar, und dies in doppelter Hinsicht: Einerseits im Hinblick auf die Frage, welche Subjektformen als (il-)legitime gelten und andererseits im Hinblick auf die Frage, wie (il-)legitime Subjektformen als in der Praxis konkrete, verleibkörperlichte Subjekte erzeugt werden. Bourdieus Theorie hat somit den Vorteil auf eine *doppelte* soziale Bedingtheit (il-)legitimer Subjektformen im Sinne ihrer „kollektiven“ wie „individuellen“ (s.o.) Geschichtlichkeit zu verweisen, so dass Subjektivierung hier konsequent herrschaftstheoretisch auch v. a. im Sinne der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit gedacht werden kann.

Um dies zu zeigen, werde ich in einem Dreischritt vorgehen. Ich werde zunächst unter Beachtung der entscheidenden Bedeutung der Affektdimension Bourdieus Vorstellungen zur grundlegenden Subjektordnung (spät-)moderner Gesellschaften im Hinblick auf die Frage, welche Subjektformen als (il-)legitim gelten, vorstellen. Im Anschluss wird sodann geklärt, wie sich der Subjektivierungsprozess auf der Ebene konkreter Subjekte darstellt, also wie und durch was hier (il-)legitime Subjektformen als verleibkörperlichte erzeugt werden. Abschließend werde ich in einer ersten Annäherung die Überlegungen an einer besonders illegitimen Subjektform

- 
- 1 In Bezug auf Bourdieus Theorie haben lediglich Neckel (1991) und Scheer (2012, 2017) bereits Gefühle explizit diskutiert. Neckel konzentrierte sich dabei jedoch in empirischer Hinsicht auf das Gefühl der Scham und Scheer diskutiert Emotionen v. a. als eine jeweils spezifische historische Praxis, jedoch weder als Bestandteil einer jeden sozialen Praxis noch hinsichtlich ihrer gesellschafts- und subjektivierungstheoretischen Bedeutsamkeit.
  - 2 Dadurch, dass Bourdieu nicht zwischen den verschiedenen affektiven Begrifflichkeiten, wie Gefühlen, Emotionen, Empfindungen, Affekten etc. unterscheidet, lässt sich davon ausgehen, dass seine Aussagen auf alle affektiven Phänomene zutreffen. Insofern beziehen sich auch die folgenden Ausführungen auf alle diese Phänomene, wobei der Begriff des Gefühls bevorzugt wird, da er nicht nur das Fühlen konkreter Emotionen, sondern auch all die unspezifischen, begrifflich (noch) nicht richtig fassbaren Empfindungen einschließt und zudem klar auf die Leibkörperlichkeit von Affekten verweist.

unserer Gesellschaft veranschaulichen: anhand von Subjekten, die als psychisch krank klassifiziert werden, hier dargestellt am Krankheitsbild der Schizophrenie. Derart wird die soziologische Untersuchung von psychischen Krankheiten um die bisher vernachlässigte Analysedimension einer Praxis des Wahnsinns erweitert.

---

## **2 Bourdieus (spät-)moderne Subjektivierungstheorie: Subjektivierung als doppelte soziale Bedingtheit<sup>3</sup>**

Um die spezifische Anlage der Bourdieuschen Subjektivierungstheorie zu verstehen, gilt es zu beachten, dass Dreh- und Angelpunkt seiner theoretischen wie empirischen Arbeiten die Erklärung der (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit bzw. sozialer Herrschaft ist. Virulenter Kristallationspunkt ist dabei die Einsicht, dass es in einer *prinzipiellen* Einteilung eine herrschende und eine beherrschte Klasse, also sowohl Herrschende als auch Beherrschte sind, die an einer spezifischen Herrschaftsordnung mitwirken und in der Regel (re-)produzieren.<sup>4</sup> Auch Beherrschte tragen demnach zu ihrer eigenen Beherrschung bei und genau diese vermeintliche Paradoxie ist es, der sich Bourdieu in besonderer Weise annimmt. Zwei theoretische Justierungen sind dabei grundlegend: 1) Soziale Ordnung ergibt sich nicht nur aufgrund der funktionalen Differenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche, sondern ist immer auch als hierarchische zu verstehen, die im Grunde auf einer symbolischen Ordnung beruht, die – obwohl einem Wandel unterliegend, mit Brüchen versehen und nie hermetisch abgeschlossen – die Legitimität ihrer Elemente bestimmt und dabei insbesondere auch eine Subjektordnung enthält. 2) Es ist die soziale Praxis der Gesellschaftsmitglieder, d. h. nicht nur deren bewusst-rationales Handeln, sondern die Gesamtheit ihrer, auch leibkörperlichen, Verhaltensweisen, die als subjektiviert Praxis Resultat ihrer je spezifischen Subjektwerdung ist, durch die und in denen sich Subjektformen konstituieren. Bourdieus Praxistheorie zielt damit auf eine Überwindung des Entweder-Oder objektivistischer und subjektivistischer Sozialtheorien, wobei es grundlegend darum geht, das Subjekt und damit das Subjektive

---

3 Vor dem Hintergrund der Annahme, dass sich die Spätmoderne nicht durch einen grundsätzlichen Bruch, sondern durch eine (konfliktreiche) Steigerungsdynamik moderner Strukturierungsprinzipien auszeichnet (Giddens 1991), wird hier davon ausgegangen, dass der praktisch-affektiv-wertschätzende Selbst-/Weltbezug als legitime Subjektstruktur nicht nur für die Moderne, sondern in verstärkter Form auch für die Spätmoderne kennzeichnend ist.

4 Siehe hierzu auch Schmidt und Woltersdorff (2008).

in den Mittelpunkt der Betrachtungen zu stellen, dabei jedoch zu fragen, wie es zur Ausprägung dieser oder jener spezifischen Subjektivität kommen konnte:

„Es gilt daher die Untersuchung des Daseins in der Welt wiederaufzunehmen, sie aber zu historisieren, das heißt, die Frage nach der sozialen Konstruktion der Strukturen oder Schemata zu stellen, mit deren Hilfe der Akteur die Welt konstruiert [...] und anschließend die ganz besonderen sozialen Bedingungen zu analysieren, unter denen die soziale Welt als sich von selbst verstehende erfahren werden kann – eine Erfahrung, die die Phänomenologie beschreibt, ohne sich die Mittel zu verschaffen, sie zu erklären“ (Bourdieu 2001, S. 188).

Die Subjektivierungstheorie Bourdieus umfasst somit zwei Ebenen: Die Ebene der Subjektordnung und die Ebene konkreter subjektivierter leibkörperlicher Subjekte, oder, wie Bourdieu es selbst ausdrücken würde, die Ebene der „kollektiven“ und die Ebene der „individuellen Geschichte“ (s. o.). – Was dies genau bedeutet und inwiefern sich in diesem Zusammenhang von einer praxeologischen herrschafts-, affekt- und bewertungstheoretischen (spät-)modernen Subjektivierungstheorie Bourdieus sprechen lässt, wird im Folgenden erläutert.

## **2.1 Die Strukturen kollektiver Geschichte: Was gilt als (il-)legitimes Subjekt der (Spät-)Moderne?**

Jenseits seiner viel rezipierten empirischen Studien zur Strukturierung der französischen Gesellschaft im Übergang von der, wie man es mit Reckwitz (2006, S. 15) nennen könnte, organisierten Moderne zur Spätmoderne, widmet sich Bourdieu in seinem eher wenig beachteten theoretischen Spätwerk v. a. in Form der *Meditationen* (2001) explizit auch dem Schicksal der modernen Menschen.<sup>5</sup> Dieses ist für ihn insbesondere durch den Wegfall einer gottgegebenen, weitgehend unverrückbaren (Subjekt-)Ordnung gekennzeichnet (ebd., S. 305ff.), mit dem sich zunehmend die Vorstellung einer prinzipiell egalitären Gesellschaft durchsetzt, in der die Gesellschaftsmitglieder durch ihre eigenen Leistungen Einfluss auf ihr Los, ihre soziale Position nehmen können. Dadurch, dass damit aber die grundlegende Rechtfertigung des eigenen Seins durch Gott wegfallt, gehe mit dieser Entwicklung ein Bedeutungsgewinn der Anerkennung der Anderen in Form der Gesellschaft einher (ebd., S. 305), die Bourdieu im Anschluss an Pascal mit der „Wertschät-

---

5 Siehe hier auch die Rezeptionsanalyse von Bourdieus Werk durch Reckwitz (2008) sowie Peters (2011). Ein eindrückliches Beispiel für die geringe Beachtung des theoretischen Spätwerks liefert etwa das Bourdieu-Handbuch (Fröhlich und Rehbein 2009).

zung der Menschen“ (ebd., S. 307) gleichsetzt. Diese Wertschätzung stellt dabei, so Bourdieu weiter, das seltenste Gut dar, welches die Gesellschaft vergibt (ebd., S. 309), so dass hier ein

„totaler [...] symbolische[r] Kampf aller gegen alle [tobe], bei dem es um die Macht der *Benennung* geht oder, wenn man lieber will, der Kategorisierung – ein Kampf, bei dem jeder sein Sein, seinen Wert, die Vorstellung, die er von sich selbst hat, aufs Spiel setzt“ (ebd., S. 306; Hervorh. i. O.).

Im gesellschaftlichen Kampf um symbolische Herrschaft geht es also im Grunde um die Vorstellung, welche Subjektform Daseinsberechtigung hat und welche nicht. Dies deutet sich auch bereits in Bourdieus empirischem Hauptwerk, *Die feinen Unterschiede* (1987), an, wenn er schreibt, dass die symbolischen Kämpfe „nicht eine derart dramatische Form annehmen [würden], wenn nicht die höchsten Werte der Person auf dem Spiel stünden, jene sublimste Gestalt der Interessen“ (ebd., S. 489). Insofern ist es denn auch die „soziale Bedeutung und Lebensberechtigung“ (Bourdieu 2001, S. 309f.), die letztlich das symbolische Kapital ausmacht. Was in der (spät-)modernen Gesellschaft somit grundlegend ungleich verteilt ist, ist Daseinsberechtigung und d. h. Anerkennung bzw. Wertschätzung bezüglich verschiedener Subjektformen (ebd.).<sup>6</sup>

Die Verteilung der Daseinsberechtigung erfolgt dabei – und dies ist auch der Grund, warum Bourdieu von *symbolischem* Kampf und so auch von *symbolischer* Ordnung, *symbolischer* Macht und *symbolischer* Herrschaft spricht – prinzipiell mittels „Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien der sozialen Welt“, die er mit „der sozialen Welt selbst“ gleichsetzt (Bourdieu 1987, S. 755). Letzteres deshalb, weil eine bestimmte symbolische Ordnung erst dann als durchgesetzt gelten kann, wenn

---

6 Aus diesem Grund würde es sich auch lohnen Bourdieu verstärkt im Rahmen der Anerkennungstheorie und -forschung zu diskutieren. Dabei sollte beachtet werden, dass Bourdieus Theorie nicht nur eine Untersuchung der „Anerkennung der Macht“ (Balzer 2012, S. 533) ermöglicht, sondern gerade auch subjektivierungstheoretisch zum Verständnis der „Macht der Anerkennung“ (ebd., S. 411) beitragen kann, die hier typischerweise nur in Bezug auf Butler diskutiert wird. Deutlich werden würde dabei bspw., dass a) ein irgendwie gearteter eigensinniger, eigenmächtiger Umgang mit Anerkennung (z. B. Fischer 2015) auch bereits Resultat von subjektivierenden Anerkennungsprozessen ist, b) wie Affekt und Anerkennung zusammenhängen, und, dass c) Selbstwertgefühl nicht erst im Anerkennungsverhältnis der Solidarität eine Rolle spielt (Honneth 2012, S. 196ff.) und somit nicht nur Produkt dortiger Wertschätzungsprozesse ist (ebd., S. 209), sondern auch deren Bedingung darstellt, insofern als mit Bourdieus Theorie deutlich wird, dass eine gesellschaftlich besonders wertgeschätzte „Persönlichkeitseigenschaft“ (ebd., S. 198) der (spät-)modernen Subjekte gerade die Fähigkeit zum praktisch-affektiv-wertschätzenden Selbst-/Weltbezug darstellt.

zum einen unser Sein mit einer Wahrnehmung ausgestattet ist, die gar nicht anders kann, als auf eine spezifische Art und Weise wahrzunehmen und damit zu bewerten und dies zum anderen auch von institutionalisierter Seite der Objektwelt gespiegelt wird, bspw. in Form der gebauten Welt, von offiziellen Klassifikationssystemen, der Verteilung von Namenszusätzen, der Vergütungsstruktur etc. Es geht somit im symbolischen Kampf aller gegen alle darum, bestimmte Subjektformen vor dem Hintergrund bestimmter Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, oder anders ausgedrückt, mithilfe spezifischer Kriterien, als legitimere und damit andere als illegitimere zu etablieren und zwar so, dass diese Bewertung oder Klassifizierung von Subjektformen, inklusive der eigenen, als weitestgehend selbst-evident erscheint.<sup>7</sup> Es ist aus diesem Grund, dass Bourdieu diesen Kampf mit stark an Foucault erinnernder Begrifflichkeit auch als „Wahrheitsspiel“ bezeichnet (Bourdieu 2001, S. 305).

Das Besondere nun ist, dass der Effekt der Anerkennung einerseits im Grunde darin besteht vom „Gefühl der Bedeutungslosigkeit [...] zu erlösen“ (ebd., S. 309; Hervorh. SM) – ein Effekt, der insofern durch und durch positiv konnotiert ist, *weil* er als Erlösung gilt und nur so auch als „Glück“ (ebd.) erfahren und dargestellt werden kann – und es andererseits „vielleicht keine schlimmere Enteignung, keinen grausameren Verlust [gibt], als den, den die im symbolischen Kampf um Anerkennung, um Zugang zu einem sozial anerkannten Sein [...] Besiegten erleiden“ (ebd., S. 310). Wertgeschätzt werden bedeutet nach Bourdieu somit sich „objektiv, also subjektiv mit einem sozialen Auftrag versehen *zu fühlen*“ (ebd., S. 309; Hervorh. SM). Das Objektive des Effekts der gesellschaftlichen Wertschätzung stellt folglich das Subjektiv-Gefühlte dar.<sup>8</sup> Was also im Grunde als symbolisches Kapital ungleich verteilt ist, ist nicht eine irgendwie objektive Wertschätzung an sich, sondern das Gefühl der Wertschätzung und somit des Werthabens, also wie wertvoll sich Subjekte fühlen (können). Als symbolisches Kapital aber ist Sich-Wertvoll-Fühlen, wie bereits angedeutet, nicht nur als Produkt des Kampfes um Anerkennung zu verstehen, sondern ist selbst bereits die Bestimmung dessen, was als anstrebenswert gilt (ebd., S. 311). Ein legitimes Subjekt ist also ein solches, welches sich wertvoll fühlt, und Sich-Wertvoll-Fühlen ist das, was grundlegend als erstrebenswert und als gesellschaftlich wertvoll angesehen wird. Die Frage danach, wie wertvoll sich

---

7 Es darf dabei nicht vergessen werden, dass Bourdieus herrschaftstheoretische Vorstellungen streng relational sind. Es gibt von daher keine Absolutheiten, sondern immer nur Relationen, immer nur ein Mehr-Oder-Weniger im direkten Vergleich (Müller 2014, S. 28ff.).

8 Siehe hierzu auch bspw. Bourdieu (1993, S. 223, 246ff.). Exakt dies, also die Objektivität des Subjektiven, ist es somit, worum es bei der viel beschworenen Überwindung des Dualismus von Objektivismus und Subjektivismus bei Bourdieu geht: Dass, was am objektivsten Herrschaftsstrukturen darstellt, ist das Subjektive als Subjektiviertes.

Subjekte fühlen, stellt somit ein grundlegendes Kriterium der (spät-)modernen Subjektordnung dar.<sup>9</sup>

## 2.2 Die Strukturen individueller Geschichte: Wie wird das (il-)legitime Subjekt der (Spät-)Moderne?

Wenn man nun die Frage beantworten will, wie ein solches (il-)legitimes Subjekt *wird* und was Sich-Wertvoll-Fühlen genau heißt, muss sich dezidiert Bourdieus Subjektverständnis zugewendet werden. Dieses entwickelt er aus Kritik an der klassischen Subjektphilosophie im Rahmen seines Habituskonzeptes, dem innerhalb seiner Theorie eine Schlüsselstellung zukommt: Es stellt dasjenige Element dar, welches in unmittelbarem Bezug zum eigentlichen Fokus seiner praxistheoretischen Überlegungen zur (Re-)Produktion (spät-)moderner Herrschaft steht, namentlich zum „Erzeugungsmodus der Praxisformen“ (Bourdieu 1979, S. 164). Den Habitus dabei als Bourdieus Konzeption des subjektivierten Subjekts zu verstehen, lässt sich darüber begründen, dass der Habitus für Bourdieu im Kern nichts Anderes ist als „sozialisierte Subjektivität“ (Bourdieu und Wacquant 2013, S. 159) im Sinne eines „gesellschaftlich geformte[n] Körper[s], mit allen seinen Neigungen und Abneigungen, seinen Verpflichtungen und Repulsionen, in einem Wort: mit all seinen *Sinnen*“ (Bourdieu 1979, S. 270; Hervorh. i. O.). Der Habitus ist damit keine Eigenschaft, kein extra Organ, nichts, was man hat, sondern ist das, was wir inklusive unseres Leibkörpers als soziale Wesen jeweils geworden sind – und dies, ganz wörtlich genommen, in einem essentialisierten Sinn, denn: „Die soziale Welt ist essentialistisch“ (Bourdieu 2001, S. 307) – ein Umstand, der insofern unbedingt im Sinne einer Theorie dieser sozialen Welt und so eben der sozialen Praxis zu berücksichtigen ist.

Somit ist es dieser sozial geformte, gefühlte und fühlende Leibkörper als jeweils spezifische Subjektivität, der für Bourdieu das „vereinigende, generative Prinzip aller Praxisformen“ (Bourdieu 1979, S. 270) in Form spezifischer Wahrnehmungs-, Bewertungs-, sowie Denk- und Handlungsschemata darstellt. Damit einher gehen

---

9 Auch dies deutet sich bereits in *Die feinen Unterschiede* an, wenn Bourdieu bspw. dem Kapitel über „Klassengeschmack und Lebensstil“ die Aussage La Rochefoucaulds voranstellt: „Unsere Selbstliebe nimmt die Verurteilung unseres Geschmacks unwilliger hin als die unserer Ansichten“ (Bourdieu 1987, S. 401), oder wenn er in einer Fußnote im Hinblick auf den Lebensstil der herrschenden Klasse feststellt: „Man sieht hier, daß die Neigung zum *Personalismus* und zu allen Varianten der Begeisterung über die Einzigartigkeit der Person in diesen Dispositionen tief verankert ist“ (ebd., S. 440; Hervorh. i. O.).



jeweils verleibkörperlichte implizite Wissensbestände, aber v. a. auch eine spezifische Strukturiertheit im Sinne der prägnantesten Formel des Habitus als „strukturierte[r] und strukturierende[r] Struktur“ (Bourdieu 1987, S. 280). Bourdieu greift dabei auf ein basales Strukturkonzept zurück, das Struktur als relativ konstante Art und Weise der Beziehung zwischen mindestens zwei Elementen versteht, so dass das Habituskonzept im Kern auf eine relativ konstante Art und Weise der Beziehung zwischen uns und uns selbst abhebt: „Der Habitus konstruiert die Welt durch eine bestimmte Weise sich auf sie auszurichten“ (Bourdieu 2001, S. 184) – und ein Sich-Ausrichten-auf-die-Welt impliziert, dass man sich in Bezug auf die Welt positioniert, also zunächst auf sich zugreifen muss, um sich auf die eine oder andere Weise auf die Welt ausrichten zu können. Aus der spezifischen Beziehung zwischen dem Akteur und seiner selbst geht also hier, so die Logik dieser Aussage, eine spezifische Beziehung zwischen dem Akteur und der Welt hervor, so dass auch im Ausrichten oder Positionieren jeweils eine spezifische Bezugnahme auf sich selbst impliziert ist. Daher beschreibt denn Bourdieu den Habitus auch als „eine besondere, aber konstante [...] Weise, mit der Welt in Beziehung zu treten“ (ebd., S. 182).

Es ist somit diese Subjektstruktur, die als „modus operandi“ unsere soziale Praxis im Sinne eines „opus operatum“ (Bourdieu 1979, S. 164) hervorbringt, was unsere Subjektform, die sich in und durch Praktiken konstituiert, einschließt. Bei der Frage, wie genau es zur (Re-)Produktion derartiger Subjektstrukturen kommt, rückt nun die menschliche Affektivität explizit ins Zentrum. Dies liegt für Bourdieu im Anschluss an Heidegger grundlegend in unserem praktischen, d. h. leibkörperlichen und damit auch affektiven In-der-Welt-Sein begründet:

„Mit einem heideggerschen Wortspiel könnte man sagen, dass die Disposition Exposition ist: Weil der Körper [...] exponiert ist, weil er in der Welt ins Spiel, in Gefahr gebracht wird, dem Risiko der Empfindung, der Verletzung des Leids, des Todes ausgesetzt, also gezwungen ist, die Welt ernst zu nehmen (und nichts ist ernsthafter als Emotionen – sie berühren uns bis ins Innerste unserer organischen Ausstattung hinein), ist er in der Lage, Dispositionen zu erwerben, die ihrerseits eine Öffnung zur Welt darstellen, das heißt zu den Strukturen der sozialen Welt, deren leibgewordene Gestalt sie sind. [...] Durch diese permanente, mehr oder weniger dramatische, aber der Affektivität, genauer gesagt, dem affektiven Austausch mit der gesellschaftlichen Umgebung viel Platz einräumende Konfrontation dringt die Gesellschaftsordnung in die Körper ein“ (Bourdieu 2001, S. 180f.).

Deutlich wird dabei, dass der Leibkörper eine Art Grundmechanismus beherbergt, der die spezifische Ausgerichtetheit auf die Welt auf eine spezifische Ausgeliefertheit dieser gegenüber zurückführt. Die Gesellschaftsordnung grundlegend als symbolische Ordnung bestehend aus Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien begreifend, beschreibt Bourdieu dies auch in Form von „einverleibten, zu Körpern

gemachten Werten“, die sich „jenseits des Bewusstseinsprozesses“ (Bourdieu 1979, S. 200) ansiedeln und so, v. a. auch in Gestalt affektiver Phänomene, als „Speicher zur Aufbewahrung der kostbaren Werte“ im Sinne einer „Gedächtnisstütze ‚den Geist mitzieh[en], ohne dass dieser daran denkt‘“ (ebd. 1993, S. 127). Dies kann u. a. daran gesehen werden, dass das, was sich Bourdieu zufolge aufgrund der Konfrontation mit der Gesellschaftsordnung einstellt,

„ein unmittelbares Verhaftetsein bis hinein in die Tiefen des Habitus, bis hinein in das Innerste des Geschmacks, und des Ekels, und der Sympathien und Antipathien, der Phantasmen und Phobien [ist], welche weitaus nachdrücklicher als die erklärten Meinungen und Ansichten im Unbewussten die Einheit einer Klasse begründen“ (Bourdieu 1987, S. 137).

Bourdieu geht somit also von einem Intentionalitätsverständnis aus, nach dem es gerade auch diese fühlenden und gefühlten Verhaltungen des Leibkörpers sind, die sinnhaft strukturiert sind und denen eine besondere motivationale Kraft in Bezug auf weitere soziale Praxen zukommt. Sein in Abgrenzung zur Husserlschen Phänomenologie formuliertes Konzept der „praktische[n], nicht-thetische[n] Intentionalität“ (Bourdieu 2001, S. 184) weist somit große Ähnlichkeit zum jüngst entwickelten philosophischen Konzept der „Affektiven Intentionalität“ (siehe v. a. Slaby et al. 2011) auf, geht jedoch gemäß seines Credos, die Analyse des Daseins zu historisieren, darüber hinaus, indem es berücksichtigt, wie es zur Ausbildung dieser oder jener Subjekt- und damit auch Affektstrukturierung kommt. Entscheidend seien dabei die konkreten Existenzbedingungen, die allerdings nur in Form spezifisch strukturierter Erfahrungen ihre Wirkung entfalten.<sup>10</sup>

Den Erst- bzw. Frühsterfahrungen kommt dabei nach Bourdieu eine besondere Bedeutung zu (was somit auch die Begrifflichkeit der Ausgeliefertheit rechtfertigt), da Erfahrungen, in ihrer Fähigkeit Subjektstrukturen auszubilden, bereits darauffolgende Erfahrungen strukturieren (Bourdieu 1993, S. 113). Somit handelt es sich typischerweise um Erfahrungen, die durch Vorstellungen zu Erwachsenenheit und Kindheit sowie durch die Institution Familie als „relativ autonomen Bereich“ mediiert sind und so bspw. als „Verbote, Sorgen, moralische Unterweisungen, Konflikte, Geschmäcker[n] usw.“ (Bourdieu 1979, S. 168) in Erscheinung treten.

---

10 Die Konzentration auf die jeweilige tatsächliche Erfahrung hat dabei den Vorteil bzgl. der Habitusformation nicht lediglich auf die soziale Position der Herkunftsfamilie verweisen zu müssen, sondern auf die zwar damit einhergehenden typischen, aber durchaus nicht zwangsläufigen Erfahrungen selbst. Derart können wesentlich besser Ausnahmen der Regel innerhalb der typisch Bourdieuschen Teufelskreisdynamik im Sinne von sogenannten Habitustransformationsprozessen erklärt werden (siehe Matthäus 2014 sowie Fußnote 12 und 13).

Eine ganz besondere Rolle spielt dabei, wie sich auf das Kind *wertend* bezogen wird. Genau dies ist es, was für Bourdieu im Sinne des spezifischen Selbstbezugs als Subjektstruktur übernommen und als Gefühl, Empfindung oder Stimmung etc. manifest wird und auf diese Weise den „affektiven Austausch mit der gesellschaftlichen Umgebung“ (s.o.) konstituiert:

„Die Gesamtheit der über das Kind gefällten, positiven oder negativen Urteile – performative Behauptungen, die das schaffen, was sie behaupten – oder die subtiler und heimtückischer wirkende Gesamtheit der stillschweigenden Zensureingriffe, die die Logik der häuslichen Ordnung durchsetzt: Dieses ganze Familien-fatum hätte nicht so starke, nicht so dramatische Auswirkungen, wäre all dies nicht mit Wünschen überfrachtet und durch den Verdrängungsmechanismus in das Innerste des Körpers versenkt, wo sie als Schuldgefühle, als Phobien, mit einem Wort als Leidenschaft fortleben“ (Bourdieu 2001, S. 214, ohne Hervorh.).

Das, was also auf der strukturierten Seite des Habitus im Sinne einer Beziehung von Welt zu Selbst entscheidend ist, ist die Art und Weise der wertenden Bezugnahme auf das Kind. Dabei geht es sowohl um explizit verbalisierte Werturteile, als auch um

„die unzähligen Befehle und Verbote [...], die als implizite, unterstellte oder einfach in praktischer Weise den Interaktionen eingeschriebene an das Kind gerichtet sind und die seine Vorstellung von der [...] eigenen Fähigkeit zu handeln, von seinem Wert und seinem sozialen Sein mitbestimmen“ (ebd., S. 280).

Die wertende Bezugnahme wird dabei vom Kind als eine unbewusste, praktisch-wertende Beziehung zu sich selbst übernommen. Diese als Selbstbewertung übernommenen Fremdbewertungen werden dabei ins „Innerste des Körpers“ (s.o.) verschoben, wo sie als Gefühle in Erscheinung treten bzw., genauer, die dann Gefühle erzeugen: „Das Kind verkörpert Soziales in Form von Affekten, die aber schon sozial gefärbt, qualifiziert sind“ (ebd., S. 213). Gefühle und zwar alle Gefühle müssen insofern selbst als soziale Praxis verstanden werden – als soziale Praxis, die sich v. a. auch dadurch auszeichnet, weitere soziale Praxis zu motivieren, wie der Verweis auf die „Einheit einer Klasse“ (s.o.) zum Ausdruck bringt. Jegliche affektiven Phänomene sind folglich konzipiert als Manifestation eines praktisch-wertenden Selbst-/Weltbezugs, der sich durch eine spezifisch wertende Bezugnahme von Welt zu Selbst ausbildet. Sie sind also stets wertend und praxismotivierend. Anders ausgedrückt: Das mit der Übernahme der Bewertung von Welt zu Selbst immer auch einverlebte, implizite „praktische Wissen, das dieser Sinn für die Position verschafft, nimmt emotionale Gestalt an [...] und kommt in Verhaltensweisen [...] zum Ausdruck“ (ebd., S. 237). Damit ist auch darauf verwiesen, dass Sich-Mehr-Oder-Weniger-Wertvoll-Fühlen nicht konkretistisch missverstanden werden darf,

sondern prinzipiell als Bedingung für die weitere Erzeugung sozialer Praxis angesehen werden muss.<sup>11</sup> D. h., dass, selbst wenn empirisch nicht (eindeutig) auf das Gefühlserleben zugegriffen werden kann, der praktisch-affektiv-wertende Selbst-/Weltbezug dennoch und zwar anhand der davon angeleiteten weiteren sozialen Praxis rekonstruiert werden kann, insofern als die wertende Positionierung zum eigenen Sein im Vergleich zur Welt dabei zum Ausdruck kommt. Dies verdeutlichen auch noch einmal besonders Bourdieus Erläuterungen zur körperlichen Hexis:

„Es scheint durchaus, als würden die mit bestimmten Verhältnissen gegebenen Konditionierungsprozesse das Verhältnis zur sozialen Welt in ein dauerhaftes und allgemeines Verhältnis zum eigenen Leib festschreiben [...]. Die körperliche Hexis, eine Grunddimension des sozialen Orientierungssinns, stellt *eine praktische Weise der Erfahrung* des eigenen *gesellschaftlichen Stellenwerts* dar: das eigene Verhältnis zur sozialen Welt und der Stellenwert, den man sich in ihr zuschreibt, kommt niemals klarer zur Darstellung als darüber, in welchem Ausmaß man sich berechtigt *fühlt*, Raum und Zeit des anderen zu okkupieren – genauer, den Raum, den man *durch den eigenen Körper* in Beschlag nimmt, mittels einer bestimmten Haltung, mittels selbstsicher-ausgreifender oder zurückhaltend-knapper Gesten [...], wie auch die Zeit, die man sprechend und interagierend auf selbstsichere oder aggressive, ungenierte oder unbewusste Weise in Anspruch nimmt“ (Bourdieu 1987, S. 739, Hervorh. i. O. u. SM).

Bourdieu macht in seinen Ausführungen dabei stets deutlich, dass der Habitus kein Schicksal ist, also nicht ein für alle Mal aufgrund spezifischer vergangener Erfahrungen festgelegt ist. Gleichwohl lasse sich Wandel im Hinblick auf jene Subjektstrukturen, die hier ob ihrer Relevanz für die (Re-)Produktion (spät-)moderner sozialer Herrschaft im Mittelpunkt stehen, nicht ohne Weiteres bewerkstelligen, da aufgrund deren Verleibkörperlichung eine reine Bewusstwerdung spezifischer Wahrnehmungs-, Bewertungs- Denk- und Handlungsweisen nicht ausreiche.<sup>12</sup> Vielmehr bedarf es immer auch einer „Veränderung der Bedingungen, unter denen

---

11 Zur Problematik einer empirischen Erforschung von Emotionen unter der Bedingung von Konzeptionen, die die grundsätzliche affektive Dimension sozialer Praxis (auch Reckwitz 2015; sowie Slaby 2006) nicht hinreichend berücksichtigen, siehe z. B. Flam und Kleres (2015).

12 Zudem muss prinzipiell zwischen drei Ebenen von Wandel unterschieden werden: 1) Wandel auf der Ebene der Subjektordnung, also welches Kriterium oder welche Kriterien über die (Il-)Legitimität von Subjektstrukturen entscheiden. 2) Wandel auf der Subjektstrukturebene, also im Hinblick auf das Wie der Selbst-/Weltbezugsnahme (modus operandi). 3) Wandel der Objektbezüge, also das Was der Selbst-/Weltbezugsnahme (opus operatum). Die dritte Ebene unterliegt dabei einem permanenten Wandel, da sie auf die zu Distinktionszwecken eingesetzten Praktiken abzielt und im Grunde nicht die eigentlichen Herrschaftsstrukturen einer Gesellschaft betrifft, die sich vielmehr auf Ebene eins und zwei befinden und sich wesentlich schwieriger transformieren. Wandel

die Dispositionen produziert und verstärkt werden“ (Bourdieu 2001, S. 231). Dies bedeutet, dass es im Grunde die wertenden Bezugnahmen sind, die verändert sein müssen. Zu beachten ist dabei, dass diese zudem eine gewisse Gravitation oder auch Hartnäckigkeit aufweisen müssen, um die bisherige Erfahrungsprägung und damit Wahrnehmungsstrukturierung durchdringen, also den „Hysteresis-Effekt“ (Bourdieu 1987, S. 238) durchbrechen zu können. Auch bereits die Möglichkeit der Wahrnehmung differenter Bezugnahmen von Welt zu Selbst muss somit als auf vorigen Erfahrungen beruhend verstanden werden, da ansonsten ein spezifischer „Körper [...] dort lähmende Verbote oder Ordnungsrufe vernimmt, wo ein anderer, von anderen Lebensbedingungen produzierter Körper, stimulierende Anregungen oder Aufforderungen wahrnehme“ (Bourdieu 2001, S. 230).<sup>13</sup>

Es kann somit zusammengefasst werden: Sich-Mehr-Oder-Weniger-Wertvoll-Fühlen ist Ausdruck einer spezifischen Subjektstruktur. Diese wiederum ist Resultat von Erfahrungen analoger wertender Bezugnahmen auf diese sich so konstituierenden Subjekte als mehr oder weniger (il-)legitime Subjektformen, die sich nur vor dem Hintergrund anders strukturierter Erfahrungen verändern können. Wiederum *prinzipiell* lässt sich dabei für die (Spät-)Moderne unterscheiden zwischen legitimeren, herrschenden Subjektformen einerseits, die sich durch einen aus wertschätzenden Erfahrungen resultierenden praktisch-affektiv-wertschätzenderen Selbst-/Weltbezug auszeichnen, und andererseits illegitimeren, beherrschten Subjektformen, die durch einen praktisch-affektiv-abwertenderen Selbst-/Weltbezug auf Grundlage abwertender Bezugnahmen von Welt zu Selbst gekennzeichnet sind.<sup>14</sup>

---

ist also nicht gleich Wandel, was in der Diskussion über die Möglichkeit desselben insofern auch zwingend berücksichtigt werden muss.

- 13 Ein eindrückliches Beispiel ist hier die Studie von Schmeiser (1994, 1996) zu Werdegängen von ProfessorInnen unterschiedlicher sozialer Herkunft, bei der deutlich wird, dass bei sozialen Aufstiegsprozessen auch bereits das Wahrnehmen von Bezugspersonen als wohlwollend und fördernd oder eben nicht bereits durch vorige Erfahrungen vorbereitet ist. Der vorliegende Artikel vertritt auch insofern die Ansicht, dass es kein Subjekt jenseits der Anerkennung gibt, was im Konkreten heißt, dass auch die ‚Fähigkeit‘ eine Nicht-Anerkennung oder Abwertung nicht anzuerkennen oder vice versa, auf Erfahrungen, also auf zu Selbstbewertungen gewordenen Fremdbewertungen, beruht.
- 14 Empirisch konnte dies bereits in einer ersten Untersuchung hinsichtlich der klassisch gefassten Klassenstrukturierung unserer Gesellschaft gezeigt werden (Matthäus 2014).

### 3 **Zur Praxis des Wahnsinns am Beispiel des Krankheitsbildes der Schizophrenie**

Im Folgenden werden diese Thesen im Hinblick auf eine in unserer Gesellschaft besonders illegitim geltende Subjektform in einer ersten Annäherung diskutiert: anhand von Subjekten und ihren Praktiken, die im Sinne offizieller Klassifikationssysteme als psychisch krank bzw. psychisch gestört kategorisiert werden. Als besonders illegitim lassen sich diese Subjektformen deshalb bezeichnen, da sie nicht nur als nicht erstrebenswert und als veränderungswürdig in unserer Gesellschaft gelten, sondern dabei auch einer besonderen Naturalisierung im Sinne ihrer Pathologisierung unterliegen. Derart können nicht nur die bisherigen Ausführungen veranschaulicht, sondern auch das Potenzial der hier skizzierten affekt- und bewertungstheoretischen Subjektivierungstheorie im Anschluss an Bourdieu für die Analyse (spät-)moderner Subjektordnungen in einem grundlegenden Sinn verdeutlicht werden. Einerseits lässt sich so – Bourdieus Subjektivierungstheorie als Analyseheuristik nutzend – danach fragen, 1) wie die Praktiken, in denen und durch die sich als psychisch krank markierte Subjektformen konstituieren, strukturiert sind, 2) was die individuelle Geschichte dieser Strukturierung ist und 3) was an diesen im Sinne ihrer kollektiven Geschichte eigentlich als problematisch angesehen wird. Andererseits kann vor dem Hintergrund der herausgearbeiteten gesellschaftstheoretischen Diagnose die Hypothese aufgestellt werden, dass 1) diese Praktiken von stark-abwertenden Subjektstrukturen erzeugt sind, dabei 2) auf stark abwertende Interaktionsmuster von Welt zu Selbst zurückgehen und 3) deshalb als psychisch krank klassifiziert werden, *weil* sie in extremer Weise von der (spät-)modernen Selbstwertnorm abweichen.<sup>15</sup> Die soziologische Untersuchung des Wahnsinns kann so um die Analysedimension der *Praxis des Wahnsinns* erweitert werden. Der Wahnsinn wird insofern hier nicht lediglich als ein Effekt institutionalisierter Machtpraktiken ohne materiale Basis verstanden (Goffman 1961) und auch interessiert nicht nur der gesellschaftliche Umgang mit dem Wahnsinn bzw. die gesellschaftliche Bedeutung des Wahnsinns im Allgemeinen (auch Foucault 1969 [1961]). Eine Analyse der Praxis des Wahnsinns fragt vielmehr danach, wie Subjektformen, die als wahnsinnig kategorisiert sind, hervorgebracht werden, also was die *modi operandi* dieser opera operata sind, sowie danach, von welcher bzw. von welchen (Subjekt-)Normen als wahnsinnig markierte Subjektformen

---

15 Eingeschlossen ist somit auch eine Hypothese zum Wandel dieser Subjektstrukturen aufgrund von veränderten Welt-Selbstbezügen. Dies ließe sich z. B. mit einer Analyse der *Praxis der Therapie* realisieren, was im vorliegenden Rahmen aber nicht mehr geleistet werden kann.

im Allgemeinen wie in ihrer mannigfaltigen konkreten Ausgestaltung eigentlich abweichen, um überhaupt als solche markiert werden zu können.

Dafür wird sich im Folgenden auf das Fallbeispiel des Krankheitsbildes der Schizophrenie bezogen. Dabei spielt einerseits die Ebene der kollektiv-geschichtlichen symbolischen Ordnung eine Rolle, die die schizophrene Subjektform als solche hervorbringt und die letztlich das darstellt, auf das der Diskurs-Begriff im Grunde abzielt (Traue et al. 2014). Andererseits wird die Ebene der sozialen Praxis dieser Subjektformen und somit v. a. die der Subjektstrukturierung beachtet, die sich aus der diskursiven Darstellung der Subjektform erschließen lässt. Besonders eignen sich dafür jene Elemente des Diskurses, welche selbst verstärkt auf die Ebene dieser sozialen Praxis rekurren. Innerhalb der Psy-Wissenschaften trifft dies v. a. auf die Phänomenologische Psychiatrie zu (z. B. Broome et al. 2014). Aus diesem Grund wird sich hier neben der den psy-wissenschaftlichen Diskurs dominierenden Klinischen Psychologie auf Arbeiten aus diesem Feld bezogen. Die Schizophrenie als „schillerndste“ (Bernet 2013, S. 15) und eine der „schwerwiegendsten“ (Hautzinger und Thies 2009, S. 51) psychischen Störungen hat dabei das Potenzial, besonders deutlich ausgeprägt die hier virulenten Merkmale aufzuweisen. Und in der Tat wies bereits Namensgeber Eugen Bleuler (1911, S. 6) darauf hin, dass sich die Schizophrenie „durch eine spezifisch geartete, sonst nirgends vorkommende Alteration des Denkens und Fühlens und der Beziehungen zur Außenwelt“ auszeichnet und konstatiert Fuchs (2012, S. 887f.) heute, dass sich in fast allen der teils stark divergierenden auch historischen Schizophrenie-Theorien ein impliziter oder expliziter Verweis auf einen problematischen Selbstbezug finden lässt.<sup>16</sup>

Dies lässt sich selbst für die Klinische Psychologie feststellen und dies trotz deren naturwissenschaftlicher Ausrichtung und damit einhergehender Fokussierung auf standardisierte und insofern klassifikatorisch-subsumptionslogisch operierender Forschungsdesigns, die nicht die eigentliche Lebenspraxis betrachten, sowie deren Annahme einer „maßgebenden[en]“ (Perrez und Baumann 2005, S. 820) genetischen bzw. biochemischen Verursachung der schizophrenen Störungen, aus der sich auch die hier vorzufindende prinzipielle Unheilbarkeitsannahme ableitet.<sup>17</sup> Dies kann z. B. darin gesehen werden, dass zum charakteristischen Symptombündel – für

---

16 Für einen historischen Überblick über Entstehung und Entwicklung des Schizophrenie-Konzeptes siehe Heinz (2002), Gilman (2008) sowie Bernet (2013).

17 Bislang blieben dafür jedoch eindeutige Beweise aus, wie auch die Autoren selbst konstatieren müssen: „Zahlreiche Studien an Familien [...] haben eine hohe Evidenz für familiäre Transmission der Störung erbracht, obwohl es bisher noch nicht gelungen ist, den genetischen Locus zu finden“ (Wittchen und Hoyer 2011, S. 851). Oder auch: „Die genetischen Modelle sind zwar weit entwickelt [...], sie können aber die Entstehung einer Schizophrenie nur ungenügend aufklären“ (Baumann und Perrez 2005, S. 830).

schizophrene Störungen kann in der Klinischen Psychologie kein zentrales Symptom ausgemacht werden – insbesondere sog. Ich-Erlebnisstörungen gezählt werden (Perrez und Baumann 2005, S. 810; Hautzinger und Thies 2009, S. 51f.; Wittchen und Hoyer 2011, S. 799). Als ein Grundproblem der schizophrenen Subjektform stellt sich somit die Art der Wahrnehmung des eigenen Selbstes dar. Zudem gelten bspw. Apathie, Affektverflachung und Anhedonie, also die Unfähigkeit Freude zu empfinden, für diese kennzeichnend. Insofern bilden nicht nur „inadäquater Affekt“ (Perrez und Baumann 2005, S. 833), sondern im Speziellen auch „negative Affekte“ (Hautzinger und Thies 2009, S. 58) einen besonderen Problembereich, den es zu bearbeiten gilt. Dabei geht es u. a. darum, „negative Selbsteinschätzungen“ (Wittchen und Hoyer 2011, S. 850) zu verändern sowie das „Selbstwertgefühl“ (ebd., S. 848) zu steigern und auf eine „Wiedererlangung eines stabilen Selbstbewusstseins“ (Perrez und Baumann 2005, S. 829) hinzuwirken – alles Phänomene also, die mit einem ab- bzw. aufwertenden Selbstbezug in Verbindung stehen. Aufschlussreich ist darüber hinaus, dass es v. a. familientherapeutische Ansätze zu sein scheinen, die sich als besonders wirksam hinsichtlich der Symptomlinderung erweisen. Dies gilt v. a. für jene, die auf Grundlage des sog. Expressed Emotion-Konzeptes operieren, welches davon ausgeht, dass es die „negative Haltung von Angehörigen gegenüber dem Patienten [ist], die sich durch Kritik und emotionales Überengagement“ (Wittchen und Hoyer 2011, S. 843) sowie durch „Feindseligkeit“ (ebd., S. 326) auszeichnet, die schizophrenes Verhalten auslöst. Insofern stellt Expressed Emotion „ein Maß für eine ungünstige emotionale Atmosphäre in der Familie der Patienten dar“ (Hautzinger und Thies 2009, S. 57), dessen Einfluss auf das Rückfallrisiko im Sinne einer „akzeptierenden oder ablehnenden Haltung von Angehörigen“ (Perrez und Baumann 2005, S. 829) immer wieder nachgewiesen werden konnte. Es kann also hier gesehen werden, dass das, weshalb schizophrene Praxis überhaupt als illegitim erscheint, selbst in der klinischen Psychologie mit negativen Selbstbezügen und damit einhergehenden Affekten in Verbindung steht und dabei negative, emotional-wertende Bezugnahmen von Welt auf Selbst in der Hervorbringung dieser als begünstigend dargestellt werden.

In den psychiatrischen Ansätzen nun, die stärker auf die soziale Praxis der Subjekte, auf deren subjektiv(iert)e Praxis also, fokussieren, lässt sich dieser Zusammenhang noch deutlicher sehen. So geht etwa Laing, der u. a. mit seiner Studie *Das geteilte Selbst* (1987 [1960]) eine der einflussreichsten Schizophrenie-Theorien innerhalb der Phänomenologischen Psychiatrie verfasst hat (Sass et al. 2011, S. 3), davon aus, dass das zentrale Kennzeichen schizophrener Störungen jenes einer „primären ontologischen Unsicherheit“ (Laing 1987, S. 38; Hervorh. i. O.) darstellt. Die primäre ontologische Unsicherheit zielt dabei auf ein „primäres Erfahrungsgefühl“ (ebd., S. 41) ab, welches in einer Unsicherheit gegenüber der Existenz des



eigenen Selbstes besteht und sich so in einer Unsicherheit gegenüber den eigenen Wahrnehmungen, Gedanken und Bedürfnissen äußert. Zentraler Aspekt der Schizophrenie sei insofern das Fehlen einer „unstreitigen, selbstbestätigenden Gewissheit“ (ebd.) der eigenen Erfahrung, so dass die ontologisch unsichere Person „außerstande [ist] anzunehmen, dass das Zeug, aus dem es gemacht ist, wahr, gut und wertvoll ist“ (ebd.). Schizophrene Praktiken sind insofern hier dadurch gekennzeichnet, dass das Subjekt sich nicht wertschätzend auf seinen eigenen gefühlten und fühlenden Leibkörper beziehen kann, also seinen eigenen Wahrnehmungen, Gefühlen, Gedanken, Impulsen, ganz grundlegend also seinem eigenen Sein, nicht traut und somit „das Realsein [...] von sich selbst und anderen nicht als *selbstverständlich* annehmen kann“ (ebd.; Hervorh. SM). Aus diesem Grunde suche das schizophrene Subjekt „ständig Wege [...], um zu versuchen, real zu sein, sich oder andere lebend zu halten, seine Identität zu erhalten, alles in dem Bemühen zu verhindern, wie es das oft ausdrückt, sein Selbst nicht zu verlieren“ (ebd.), was u. a. zu einer „zwanghaften Bewusstheit [der] eigenen Prozesse“ (ebd., S. 104) führe. Für Laing sind somit jene Phänomene, die als schizophren beschrieben werden, Resultate eines Zustandes, in dem sich eine Person selbst nicht wahrnehmen kann sowie die Versuche, mit der Angst und den Gefahren dieses gefühlten Nicht-Seins fertig zu werden (ebd., S. 42ff.). Kennzeichnend für die Schizophrenie ist insofern eine grundlegende Unfähigkeit, dem eigenen Sein und seinen Manifestationen Wert beizumessen, aber auch das Streben danach, exakt dieses in einer natürlichen, nicht künstlich intellektuellen, bewusst-rationalistischen Art, sondern eben ganz einfach praktisch tun zu können.

Genau darauf zielt auch Blankenburgs umfassende Einzelfallstudie mit dem bezeichnenden Titel *Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit* (2012 [1967]) ab, die als „zentrales Grundlagenwerk“ (Fuchs 2014, S. 80) der phänomenologisch orientierten Schizophrenie-Forschung gilt. So beschreibt Anne R., der Fall, um den Blankenburgs Studie extensiv kreist und die aufgrund ihrer außergewöhnlichen Reflexivität ausgewählt wurde, ihre Problematik etwa folgendermaßen:

„Ich finde einfach, dass ich noch den Halt brauche. Bei den allereinfachsten alltäglichen Sachen brauche ich Halt. [...] Von mir aus kann ich das nicht. Das ist wohl die natürliche Selbstverständlichkeit, die mir fehlt.“ „Mir fehlt eben, dass, was ich weiß, dass ich das auch im Verkehr mit anderen Menschen – so selbstverständlich und so – weiß, das kann ich dann eben nicht.“ „... ich führe nur Arbeit aus. [...] etwas selbstständig arbeiten, das kann ich nicht.“ „Ich kann keine Meinung abschließen [...], ganz persönlich find ich keine Ruhe, so als hätt' ich keinen Standpunkt. Ich kann mich nicht auf mich selbst verlassen, habe keinen festen Stand gegenüber der Sache. [...] Das Gegengewicht, das die anderen haben, weil sie auch persönlich dabei sind und daran wachsen – so eine Ruhe in sich haben, sich behaupten und durchsetzen können – das hab ich nicht“ (Blankenburg 2012, S. 59ff.).

Aufgrund dieses geringen Gegengewichts gegenüber der Sache oder den Anderen, also zusammengefasst gegenüber der Welt, das daraus resultiert, das sich nicht auf das eigene Sein ‚verlassen‘, also den eigenen Standpunkten nicht genügend Wert beigemessen werden kann, lasse sich, so Blankenburg, der Mangel an natürlicher Selbstverständlichkeit auch als ein „Mangel an Selbst-Stand (Ich-Schwäche)“ (ebd., S. 172) begreifen. Laing beschreibt dieses Grundproblem auch als „Unfähigkeit durch sich selbst zu sein“ (Laing 1987, S. 51). Für ihn steht dabei dieser Mangel an eigener selbstverständlicher Wertbeimessung der eigenen Wahrnehmungen, Deutungen etc. ganz klar im Zusammenhang mit dem wertenden Bezug der Familie, also der individuellen Geschichte schizophrener Subjekte:

„Soweit ich weiß, wurde [...] nirgendwo ein Schizophrener gefunden, dessen gestörte Kommunikationsstruktur sich nicht als Reflexion und Reaktion auf die gestörte und störende Struktur seiner oder ihrer Ursprungsfamilie erwiesen hätte“ (Laing 1969, S. 103; auch Laing 1987, S. 11).

Als typisch dafür verweist Laing v. a. auf Interaktions- und Kommunikationsmuster, die als „double-bind“, „Pseudo-Gegenseitigkeit“ sowie „Mystifikation“ beschrieben wurden (Laing 1969, S. 111), denen letztlich allen typisch ist, dass sie eben auch jenseits offener Kritik und expliziten Abwertungen, die Wertigkeit der späteren PatientInnen in Frage stellen, wobei die dabei oft zu Tage tretende Ignoranz als extremste Form der Abwertung gelten kann.<sup>18</sup> Gemeint sind dabei etwa Interaktionssituationen wie die folgende, die ein Gespräch zwischen einem mit Schizophrenie diagnostizierten jungen Mann, seinen Eltern und dem Psychiater darstellt:

„In jener Sitzung beharrte der Patient darauf, selbstsüchtig zu sein, während seine Eltern ihm das auszureden suchten. Der Psychiater bat ihn, ein Beispiel zu nennen für das, was er mit ‚selbstsüchtig‘ meine. Sohn: Nun, wenn meine Mutter mir manchmal was Gutes kocht und ich es nicht esse, weil ich keine Lust darauf habe. Vater: Aber er war nicht immer so, wissen Sie. Er ist immer ein artiger Junge gewesen. Mutter: Das kommt von seiner Krankheit, nicht wahr Doktor? Er war nie undankbar. Er war immer sehr höflich und wohlgezogen. Wir haben unser Bestes getan. Sohn: Nein, ich war immer selbstsüchtig und undankbar. Ich habe keine Selbstachtung. Vater: Aber doch! Sohn: Ich könnte sie haben, wenn du mich achten würdest. [...] Vater: Aber mein Sohn, ich achte dich! Denn ich achte einen Mann, der sich selbst achtet“ (ebd., S. 105f.).

---

18 Auch Butlers anerkennungstheoretische Überlegungen, in denen Nicht-Anrufung schlimmer als Erniedrigung gefasst wird (vgl. Butler 1998, S. 45; auch 2001, S. 99f.), weisen daraufhin.

Besonders eindrücklich veranschaulicht dies auch das Beispiel aus einem bereits in den 1950er Jahren erschienenen einflussreichen Aufsatz des U.S.-amerikanischen Psychiaters und langjährigen Vorsitzenden der International Psychoanalytic Association, Harold D. Searles, auf den sich Laing auch bezieht, in dem der Fall eines jungen Mannes beschrieben wird,

“who throughout his childhood was told, ‘You’re crazy!’ whenever he saw through his parent’s defensive denial, [and who] became so mistrustful of his own emotional responses that he relied heavily, for years, upon a pet dog to let him know, by its reaction to this or that person whom he and his pet encountered, whether the person were friendly and trustworthy, or hostile and to be guard against” (Searles 1959, S. 5).

Gleichwohl Blankenburg diesbezüglich weniger eindeutig argumentiert, sieht auch er einen Zusammenhang zwischen den Bezugnahmen von Welt zu Selbst und den sich dabei konstituierenden Selbstbezugnahmen (Blankenburg 2012, S. 146ff.). Der Fall von Anne R. dokumentiert dabei in besonders deutlicher Weise Formen der offenen Kritik wie aber auch impliziter Feindseligkeit, die als abwertende Bezugnahmen von Welt auf Selbst fungieren. So gibt etwa die Mutter im Anamnese-gespräch, deren Aussagen, so Blankenburg, von „eigentümliche[r] Sachlichkeit“ (ebd., S. 50) gewesen seien, folgendes an: Anne sei einem extrem gewalttätigen Vater ausgesetzt gewesen, der sie von all seinen Kindern „von vornherein am wenigsten [...] leiden [konnte]“. So habe er ihr bspw. im Alter von zweieinhalb Jahren das Daumenlutschen mit Prügeln ausgetrieben und auch ansonsten „[n]ie [...] an ihr etwas gutgeheißen“, wovor sie selbst, obwohl sie versuchte „den Schein einer guten Ehe aufrechtzuerhalten“, ihre Tochter nur wenig in Schutz hätte nehmen können. Im Gegensatz zur ihren Brüdern habe Anne dies alles jedoch mit einer gewissen „Schafigkeit und Blödigkeit an sich runtergehen lassen“. Später habe Anne beklagt, „keine Familie zu haben, in der sie geborgen wäre“ und forderte „Ich will endlich ein Zuhause haben“ (ebd., S. 49ff.).

Sowohl Laings als auch Blankenburgs Arbeiten deuten somit darauf hin, dass das Grundproblem schizophrener Subjektformen sowohl in den wissenschaftlichen Deutungen als auch in der sozialen Praxis selbst in der Tat auf einen praktisch-abwertenden Selbstbezug verweist, der sich in Gefühlen der Unsicherheit bezüglich des eigenen Seins äußert und mit abwertenden Erfahrungen in der (Primär-)Sozialisation im Zusammenhang steht. Zudem geben die Ausführungen Hinweise darauf, dass die Norm zum wertschätzenden Selbst-/Weltbezug einerseits Hintergrund für die Deutungen der Forscher ist, die in der Fähigkeit zum praktisch-affektiv-wertschätzenden Selbst-/Weltbezug einen Unterschied zwischen gesunden und schizophrenen Verhalten machen. Andererseits kann diese Norm aber auch als Hintergrund für die schizophrenen Praktiken selbst gesehen werden, denn sonst

könnte das gefühlte Nicht-Sein keine Angst auslösen und nicht das Bestreben existieren, sich selbstverständlich als Wert habend empfinden zu können.

---

## 4 Zusammenfassung und Fazit

Der Artikel hat aufgezeigt, welche subjektivierungstheoretischen Implikationen eine Rekonstruktion der Sozial- und Gesellschaftstheorie Pierre Bourdieus unter Beachtung seiner impliziten Affekttheorie bereithält. Es wurde dabei deutlich, dass die Frage nach der legitimen Subjektform im Zentrum der (Re-)Produktion sozialer Herrschaft steht und dass dabei jeweils zwei Ebenen in analytischer Hinsicht beachtet werden müssen: Einerseits die Ebene der symbolischen Gesellschaftsordnung, auf der im Sinne von Wahrheitsspielen die (Il-)Legitimität spezifischer Subjektformen qua Etablierung von Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien (re-)produziert wird. Andererseits die Ebene konkreter, leibhafter Subjekte, die sich in und durch Praktiken aufgrund von spezifischen Subjektstrukturen als (il-)legitime Subjektformen (re-)produzieren. Beide Ebenen sind dabei historisch als jeweils gewordene zu verstehen, so dass hier zwischen kollektiver und individueller Subjektivierungsgeschichte analytisch differenziert werden muss.

Hinsichtlich der (spät-)modernen Subjektordnung konnte zudem im Hinblick auf Bourdieus Theorie herausgearbeitet werden, dass dabei die Frage nach der praktisch-affektiv-wertenden Subjektstrukturierung grundlegend ist.<sup>19</sup> Gemeint ist damit die Frage, wie sich im Praxisvollzug und somit weitgehend prä-reflexiv wertend auf sich selbst bezogen wird, was sich in Gefühlen manifestiert, die in besonders effektiver Weise weitere Praxis analog der zugrundeliegenden Subjektstruktur anleiten. Diese Subjektstrukturen gehen dabei auf die wertenden Bezugnahmen von Welt auf Selbst zurück, wobei den Erst- und Frühsterfahrungen aufgrund ihrer Verleibkörperlichung und ihrer Fähigkeit weitere Erfahrungen zu strukturieren eine entscheidende Bedeutung zukommt. Die praktisch-affektiv-wertschätzende Subjektstruktur stellt dabei die für die (Spät-)Moderne legitime dar. Wie grundlegend und weitreichend dies verstanden werden kann, wurde dabei hier durch einen ersten kursorischen Einblick in die Praxis des Wahnsinns am Beispiel des Krankheitsbildes der Schizophrenie ermöglicht. Die hier vorgestellte Subjektivierungstheorie im Anschluss an Bourdieu hat dabei den Vorteil nicht nur die Ebene der von der kollektiven Geschichte geschaffenen symbolischen Subjektordnung zu

---

19 Man könnte dies somit auch als praxistheoretische Konzeption des bislang insgesamt wenig theoretisierten jedoch ubiquitären Selbstwertgefühls bezeichnen.

betrachten, sondern auch die jeweils individuelle Geschichte der Subjektwerdung konkreter Subjekte in den Blick nehmen zu können. Zudem beachtet sie nicht nur die Subjektformen, sondern auch die diese konstituierenden Subjektstrukturen, was v. a. dann eine Rolle spielt, wenn die Frage nach der (Re-)Produktion sozialer Herrschaft im Fokus des Interesses steht. Sie kommt dabei, gerade auch im Hinblick auf den Zusammenhang von Subjektivierung und Affekt, im Unterschied bspw. zur Theorie Judith Butlers (2001), ohne eine Übernahme psychoanalytischer Subjektmodelle und deren Setzungen aus.

Subjektkonstituierende Unterwerfungen betreffen insofern zwar alle Gesellschaftsmitglieder, jedoch nicht alle gleichermaßen bzw. kann Unterwerfung für die einen bedeuten, zu den Profiteuren einer spezifischen sozialen Ordnung zu gehören und für die anderen, deren „Besiegte“ (s.o.) zu sein. Die Fokussierung der zu Subjektfiguren gewissermaßen quer liegenden Subjektstrukturen macht es dabei möglich, genau diese Herrschafts(-re-)produktion qua Subjektivierung besser zu verstehen, da sie zwingt, Subjektformen nicht nur hinsichtlich ihrer inhaltlichen Ausgestaltung, gewissermaßen als *opus operatum*, zu betrachten, sondern auch, wie sich im Sinne eines *modus operandi* auf diese Inhalte bezogen wird – also, wie sich in der Performanz das Verhältnis von Selbst zu Welt und damit von Selbst zu Selbst darstellt, was auf die jeweilige individuelle (Subjektivierungs-)Geschichte zurückgeht, die typischerweise, aber nicht zwingend, von der sozialen Position beeinflusst wird. Diese Historizitätsebene zu verkennen und nur die Historizität der symbolischen Ordnung anzuerkennen, bedeutet demnach eine entscheidende Dimension der (Re-)Produktion sozialer Herrschaft in der (Spät-)Moderne zu verkennen.

In der Konsequenz bedeutet dies u. a. auch, dass bei Fragen nach Widerständigkeit, Eigensinnigkeit und einer Agency jenseits von Strukturen, eine gewisse Vorsicht walten sollte. Dies liegt zum einen darin begründet, dass die dabei subkutan mitgeführte, selbstverständliche positive Konnotation des Wider- und somit Selbst-*Standes* der Subjekte umstandslos der (spät-)modernen Selbstwertnorm folgt und somit nicht erkannt wird, dass sich in unserer Gesellschaft genau darüber Herrschaft (re-)produziert. Zum anderen darin, weil die Suche nach dieser Widerständigkeit, Eigensinnigkeit und strukturlosen Agency, die auch immer wieder in der Determinismusdebatte bzgl. Bourdieus Theorie aufscheint (z. B. Schäfer 2013, S. 93ff.), Gefahr läuft, zur Suche nach einem autonomen Rest zu werden – dies zumindest so lange, wie nicht bedacht wird, wie auch die dabei zu Tage tretenden Bezugnahmen von Selbst zu Welt Resultat von Subjektivierungsprozessen sind. Insofern gibt es keinen Moment, in dem wir als Subjekte vollkommen aus uns selbst heraus wahrnehmen, denken, fühlen, tun; keinen Moment in dem wir nicht in dieser hier dargestellten grundlegenden doppelten Abhängigkeit der Anderen

stehen, keinen Moment in dem auch wir alle, die wir hier sprechen können, unser privilegiertes Sein gerade auch in seiner Veränderung nicht Anderen zu verdanken hätten, also nicht Produkt unserer kollektiven wie individuellen Geschichte wären, in der wir zu spezifischen Fähigkeiten befähigt wurden, die als gesellschaftlich wertvolle gelten. Aber was wäre auch schon so schlimm daran dies anzuerkennen, außer vielleicht die herrschende Ordnung, von der wir profitieren, als gemachte und somit prinzipiell veränderbare erkennbar zu machen?

## Literatur

- Balzer, Nicole. 2012. *Spuren der Anerkennung. Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bernet, Brigitta. 2013. *Schizophrenie. Entstehung und Entwicklung eines psychiatrischen Krankheitsbildes um 1900*. Zürich: Chronos Verlag.
- Blankenburg, Wolfgang. 2012 [1967]. *Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Ein Beitrag zur Psychopathologie symptomarmer Schizophrenien*. Berlin: Pardodos Verlag.
- Bleuler, Eugen. 1911. *Dementia praecox oder die Gruppe der Schizophrenien*. Leipzig/Wien: Franz Deuticke.
- Bourdieu, Pierre. 1979 [1972]. *Entwurf einer Theorie der Praxis. auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1987 [1979]. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1993 [1980]. *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 2001 [1997]. *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. und L. J. D. Wacquant. 2013 [1992]. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Broome, M. R., Harland, R., Owen, G. S. und A. Stringaris. 2014, Hrsg. *The Maudsley Reader in Phenomenological Psychiatry*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Butler, Judith. 1998. *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Suhrkamp.
- Butler, Judith. 2001. *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fischer, Gabriele. 2015. *Anerkennung – Macht – Hierarchie. Praktiken der Anerkennung und Geschlechterdifferenzierung in der Chirurgie und im Friseurberuf*. Bielefeld: transcript.
- Flam, H. und J. Kleres, Hrsg. 2015. *Methods of Exploring Emotions*. London/New York: Routledge.
- Foucault, Michel. 1969 [1961]. *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fröhlich, G. und B. Rehbein. 2009. *Bourdieu-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*. Stuttgart/Weimar: J.B.Metzler.

- Fuchs, Thomas. 2012. Selbst und Schizophrenie. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 60: 887–901.
- Fuchs, Thomas. 2014. Wolfgang Blankenburg: Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. In *Wolfgang Blankenburg – Psychiatrie und Phänomenologie*, Hrsg. Micali, S. und T. Fuchs, 80–97. Freiburg/München: Verlag Karl Alber.
- Geimer, Alexander. 2014. Zur Unwahrscheinlichkeit von Bildung. Potenzielle Subjektivierungskrisen vor dem Hintergrund der Relation von Habitus, Identität und diskursiven Subjektfiguren. In *Bildung unter Bedingungen kultureller Pluralität*, Hrsg. Rosenberg, F. und A. Geimer, 195–213. Wiesbaden: Springer VS.
- Giddens, Anthony. 1991. *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge: Polity Press.
- Gilman, Sandra L. 2008. Constructing Schizophrenia as a Category of Mental Illness. In *History of Psychiatry and Medical Psychology*, Hrsg. Wallace, E. R. und J. Gach, 461–483. New York: Springer.
- Goffman, Erving. 1961. *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*. Garden City: Anchor Books.
- Hautzinger, M. und E. Thies. 2009. *Klinische Psychologie. Psychische Störungen*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Heinz, Andreas. 2002. *Anthropologische und evolutionäre Modelle in der Schizophrenieforschung*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Honneth, Axel. 2012 [1991]. *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Laing, Ronald D. 1987 [1960]. *Das geteilte Selbst. Eine existenzielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn*. München: dtv.
- Laing, Ronald D. 1969 [1967]. *Phänomenologie der Erfahrung*. Frankfurt/M.: edition suhrkamp.
- Matthäus, Sandra. 2017. Towards the Role of Self, Worth, and Feelings in (Re-)Producing Social Dominance. Explicating Pierre Bourdieu's Implicit Theory of Affect. *Historical Social Research*, 42, 4: 75–92.
- Matthäus, Sandra. 2014. Was strukturiert eigentlich der Habitus? Oder, der wertende Selbst-/Weltbezug als tertium comparationis der verschiedenen Habitusformen. *Sozialer Sinn* 14: 219–251.
- Müller, Hans-Peter. 2014. *Pierre Bourdieu. Eine systematische Einführung*. Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, Sighard. 1991. *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion symbolischer Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Perrez, M. und U. Baumann, Hrsg. 2005. *Lehrbuch Klinische Psychologie – Psychotherapie*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Peters, Gabriel. 2011. The Social as Heaven and Hell: Pierre Bourdieu's Philosophical Anthropology. *Journal of the Theory of Social Behavior* 42: 63–86.
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne bis zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas. 2008. *Subjekt*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas. 2011. Habitus oder Subjektivierung? Subjektanalyse nach Bourdieu und Foucault. In *Pierre Bourdieu und die Kulturwissenschaften. Zur Aktualität eines undisziplinierten Denkens*, Hrsg. Suber, D., Schäfer, H. und S. Prinz, 41–61. Konstanz: UVK.
- Reckwitz, Andreas. 2012. Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2015. Praktiken und ihre Affekte. *Mittelweg* 36, 1–2/2015: 27–45.

- Reckwitz, Andreas. 2017. Subjektivierung. In *Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*, Hrsg. Gugutzer, R., Klein, G. und M. Meuser, 125–130. Wiesbaden: Springer VS.
- Sass, L., Parnas, J. und D. Zahavi. 2011. Phenomenological Psychopathology and Schizophrenia. Contemporary Approaches and Misunderstandings. *Philosophy, Psychiatry, and Psychology*, 18: 1–23.
- Schäfer, Hilmar. 2013. *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Scheer, Monique. 2012. Are Emotions A Kind Of Practice (And is that what makes them have a history)? A Bourdieuan Approach to understanding emotion. *History and Theory*, 51: 193–220.
- Scheer, Monique. 2017. Die tätige Seite des Gefühls. Eine Erkundung der impliziten Emotionstheorie im Werk Bourdieus. In *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren*, Hrsg. Rieger-Ladich, M. und U. H. Bittlingmeyer, 255–267. Wiesbaden: Springer.
- Schmeiser, Martin. 1994. *Akademischer Hasard. Das Berufsschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920. Eine verstehend soziologische Untersuchung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmeiser, Martin. 1996. Deutsche Universitätsprofessoren mit bildungsferner Herkunft. Soziokulturelle Elternlosigkeit, Patenschaften und sozialer Aufstieg durch Bildung in Lebensverlaufstypologien von Professoren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. *Jahrbuch für historische Bildungsforschung* 3: 135–183.
- Schmidt, R. und V. Woltersdorff, Hrsg. 2008. *Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*. Konstanz: UVK.
- Slaby, Jan. 2006. *Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existenzialistischen Konzeption von Personalität*. Paderborn: mentis Verlag.
- Slaby, J., Stephan, A., Walter, H. und S. Walter, Hrsg. 2011. *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle*. Paderborn: mentis Verlag.
- Traue, B., Pfahl, L. und L. Schürmann. 2014. Diskursanalyse. In *Handbuch Methoden qualitativer Sozialforschung*, Hrsg. Baur, N. und J. Blasius, 493–508. Wiesbaden: Springer.
- Wittchen, H.-U. und J. Hoyer. 2011. *Klinische Psychologie und Psychotherapie*. 2. überarb. u. erw. Aufl. Berlin/ Heidelberg/ New York: Springer.



## Informationen zur Autorin

Sandra Matthäus, M.A., hat an der Humboldt-Universität, der University of Wales sowie der New School for Social Research in New York City Soziologie studiert und promoviert derzeit mit einer Arbeit zum Thema „Selbst.Wert.Gefühl. Zur legitimen Subjektstruktur der (Spät-)Moderne“ bei Prof. Dr. Andreas Reckwitz (Europa-Universität Viadrina). Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Soziologische Theorie, v. a. Macht/Herrschaft/Soziale Ungleichheit, Subjektivierungstheorie, Soziologie der Bewertung, Soziologie des Affekts/Leibs/Körpers, Qualitative Methodologie sowie Ostdeutschland. Sie ist Mitglied im DFG geförderten wissenschaftlichen Netzwerk „Auf dem Weg in die Bewertungsgesellschaft?“ und lehrt an der Humboldt-Universität zu Berlin sowie der Brandenburgisch-Technischen Universität Cottbus in den Bereichen Allgemeine Soziologie, Soziale Ungleichheit sowie Qualitative Methoden.



Subjekt und Subjektivierung

Empirische und theoretische Perspektiven auf  
Subjektivierungsprozesse

Geimer, A.; Amling, S.; Bosančić, S. (Hrsg.)

2019, VI, 278 S. 9 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-22312-0